Insel Verlag

Leseprobe

Osorio, Elsa
Die Capitana

Roman
Aus dem Spanischen von Stefanie Gerhold

© Insel Verlag
978-3-458-17517-9

Elsa Osorio
Die Capitana

Roman

Aus dem Spanischen von
Stefanie Gerhold

Insel Verlag

Originaltitel: *Mika Capitana*
© Elsa Osorio, 2011
c/o Guillermo Schavelzón & Asoc.,
Agencia Literaria www.schavelzon.com

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds für die Unterstützung ihrer Arbeit durch ein Reisestipendium.

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag
Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
Erste Auflage 2011
ISBN 978-3-458-17517-9

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Die Capitana

Erster Teil

1. Kapitel

Sigüenza, September 1936

Niemand hat sie gebeten, gar mit ihr gerechnet, aber da ist Mika, um sie herum dunkle Nacht, und hält Wache auf der Anhöhe, wie viele andere in der Gegend und vor der Stadt Sigüenza.

Ein Schauder durchfährt sie, als sie die feindlichen Stellungen erkennt, immer näher rücken sie heran. Auch die Faschisten türmen Steine auf, aber im Gegensatz zu ihnen haben sie mächtige Maschinengewehre, und sie selbst? Lächerliche Flinten, ein paar Kanonen, nur Schießpulver und Dynamit.

Die obersten Kommandeure haben ihnen befohlen, so lange wie möglich die Stellungen zu verteidigen, um die Truppen der aufständischen Militärs auf ihrem Weg nach Madrid aufzuhalten. Mika bezweifelt, dass sie Verstärkung bekommen werden, wie man es ihnen versprochen hat. Dass sie auch ausgerechnet in dieses verdammte Nest geraten sind, schlimmer geht es kaum. Sie gibt den Kampf von vornherein verloren, doch als sie am Abend zuvor die zunehmende Mutlosigkeit unter den Milizionären spürte, warf sie ihnen vor:

»Wenn wir jetzt aus Sigüenza abziehen, wird es heißen, wir hatten Angst. Die Milizen des POUM sind keine Feiglinge.«

Ein Wort mit großer Wirkung. Feiglinge? Von wegen, sie sind ganze Männer, sie werden standhalten. Nur wie? Ihre Leidenschaft für die Revolution gut und schön, aber was werden sie allein mit ihrem Willen ausrichten können gegen die Flugzeuge der Faschisten, gegen besser bewaffnete und auf den Krieg vorbereitete Soldaten?

Sie muss mit dem Kommandanten reden, ihn dazu auffordern, entweder die Evakuierung der Stadt anzuordnen oder dringend die zu ihrer Verteidigung nötige Verstärkung herbeizuschaffen.

Mika will ernsthaft an einen ausgebildeten Armeekommandanten herantreten, sie, die von militärischen Dingen keine Ahnung hat?

Ja, denn es geht nicht mehr so wie früher nur um genügend Essen oder Kleidung, sie fühlt sich für das Schicksal ihrer Milizionäre verantwortlich.

Meine Milizionäre?, denkt sie überrascht. Wie viel Zeit ist vergangen seit ihrem anfänglichen Hadern mit diesen Männern, die so wenig gemeinsam haben mit den kämpferischen Internationalisten, die Mika vertraut sind. Zwei, drei Monate? Drei Jahrhunderte. Die Zeit zählt anders im Krieg.

War es in jener Nacht auf der Anhöhe? Welche Umstände, welches Ereignis, welche Schlacht hat dich zur Capitana gemacht, Mika?

War es, als du von dem faschistischen Emissär ein unterschriebenes Papier mit den Bedingungen für die Kapitulation verlangt hast? Von ihm hast du erfahren, dass sie dich als gefährlich ansahen, als eine Frau, die bei den Roten Befehlsgewalt hatte.

War es, als deine Kolonne für ihren Einsatz in der Schlacht um Moncloa mit der Internationale geehrt wurde? Als du nach dem Bombeneinschlag verschüttet warst und dennoch mit dem Leben davongekommen bist? Als du in Pineda de Húmera einen Weg gefunden hast, wie man einem vierzehnstündigen Angriff standhalten kann? Du hattest bereits die Auszeichnung am Revers, als du zwischen den pfeifenden Kugeln deinen Männern in den Schützengräben Hustensaft gebracht hast.

Und zuvor: Was hat dich dazu veranlasst, in Spanien zu kämpfen, so weit weg von dem Land, in dem du geboren wurdest, und dich diesem Krieg zu verschreiben, ihn so sehr zu deinem eigenen zu machen, dass die Milizionäre dich zur Capitana erwählt haben?

Die Nachbarorte fallen nach und nach in die Hände des Feindes, aber um die Front auszuweiten, bräuchten sie zehnmal mehr Waffen und das Dreifache an Milizen. Sie müssen um Sigüenza kämpfen, es Straße für Straße verteidigen, Kameraden, sagt der Kommandant, und die Stellungen rings um die Stadt halten.

Dann dieser Morgen, durchstochert von Maschinengewehr-

salven und dem Pfeifen der Granaten. Und am nächsten Tag die Flugzeuge der Faschisten, drei und noch mal drei, immer mehr. 23 zählt Mika. Eine Machtdemonstration. Den Bahnhof, in dem der POUM, die Arbeiterpartei der marxistischen Einheit, ihren Stützpunkt hat, rühren sie nicht an, sie nehmen die Stadt ins Visier, ein beliebiges Wohnviertel, das Krankenhaus und die Straßen, auf denen die Kämpfer sich gruppieren. Zerfetzte Körper. Hunderte Opfer, Zivilisten wie Milizen.

Sie müssen standhalten, auf Verstärkung warten. Vor allem warten. Doch währenddessen rastet Mika nicht, sie organisiert, redet, setzt sich ein, wächst. Und sie übt an dem nagelneuen Karabiner, den Leutnant López ihr zwei Tage nach der Schlacht um Atienza überreicht hat.

»Der ist für dich«, sagte López und legte ihr das glänzende Gewehr in die Arme. »Du wirst schon noch deinen Widerwillen ablegen, deine Einstellung ändern. Lern, damit umzugehen, und du wirst dich nicht mehr von ihm trennen.«

Sie trennt sich nicht mehr von ihm. Sie hat schießen gelernt.

Meine Eltern haben einen Aufschrei des Entsetzens losgelassen, als ich ihnen verkündet habe, dass ich an die Front gehe: Bist du verrückt geworden, Emma? Auf gar keinen Fall, nie im Leben würden sie mir das erlauben. Seit zwei Jahren, seit ich vierzehn war, hatte ich bei derselben Familie, bei der meine Mutter Hausangestellte ist, auf die Kinder aufgepasst. Um den Reichen zu dienen, um mich ausbeuten zu lassen, war ich alt genug, aber sobald es um Entscheidungen und eigenständiges Denken ging, behandelten sie mich wie ein Kind. Dabei war ich längst bei der Kommunistischen Linken, die sich später mit der Arbeiterbewegung Bloc Obrer i Camperol zusammenschloss, als Vorstufe des POUM, und hatte klare Vorstellungen. Ich bin von zu Hause ausgerissen. So wie Abisinia, Carmen und María de las Mercedes. Wir sind sehr jung, alle unter zwanzig.

Die Anführerin nicht, sie ist älter, schon über dreißig.

»Ich bin nicht eure Anführerin«, hat Mika vor kurzem zu mir gesagt.

Aber das ist sie, denn sie hat das Sagen. Vielleicht hat niemand sie zur Anführerin ernannt, aber sie war es, die zum Kommandanten gegangen ist und von ihm gefordert hat, entweder Verstärkung zu schicken oder die Stadt zu evakuieren, hat mir Deolindo erzählt, der überall seine Nase reinsteckt und es aufgeschnappt hat. Doch der Kommandant hat ihr genauso wenig Beachtung geschenkt wie den anderen Anführern: wir sollen auf unseren Stellungen bleiben, Widerstand leisten. Mika trifft sich auch mit den Anführern der anderen Organisationen und beredet anschließend die Lage mit uns, und sie, eine Frau und Ausländerin, ist es auch, die wenn nötig in unserer Kolonne des POUM ein klares Wort spricht.

Sie hat eine ganz besondere Art, die jeden entwaffnet: Alles, was sie lernt, gibt sie sofort an uns weiter, sie bringt uns Decken und heiße Schokolade, zündet an einem trostlosen Ort Fackeln an. Sie spricht Wahrheiten aus, die wie ein Faustschlag sitzen, so dass niemand zu widersprechen wagt. Und dann ihre Befehle. Ohne zu schreien. Auch wenn es einigen nicht schmeckt, dass Mika alles in die Hand nimmt, überall muss sie sich einmischen, werfen sie ihr vor, warum sollen sie sich von einer Fremden etwas vorschreiben lassen, aber in Wahrheit stört sie nicht ihre Herkunft, sondern dass sie eine Frau ist, da können sie mir nichts vormachen. Zum Glück sind es wenige. Und sie sind wie wir alle nervös, weil sie nicht kämpfen dürfen.

Seit dem Luftangriff der Faschisten, der mir schreckliche Angst gemacht hat, gibt es kaum Bewegung in der Stadt. So wie es aussieht, bereiten sie einen gewaltigen Schlag vor.

Hoffentlich kommt die Verstärkung aus Madrid bald. Hier und da hört man, die Militärs sind Verräter, Hurensöhne, und dass sie uns in Sigüenza versauern lassen werden. Das glaube ich nicht, warum sollen sie uns so etwas antun. Bei dem Luftangriff sind ich weiß nicht wie viele umgekommen, Milizen und Zivilisten, ganze Familien haben sich in die Kathedrale geflüchtet, und seither werden die in der Umgegend kämpfenden Kameraden Stück für Stück in die Stadt zurückgedrängt. Es heißt, an einem der nächsten Tage wird es hier zur Schlacht kommen.

Ich habe keine Angst mehr. Noch Tage nach der Schlacht um Atienza hatte ich Magenschmerzen, im ganzen Körper ein Gefühl der Beklommenheit. Ich war gar nicht mit auf dem Schlachtfeld, wie ich es gewollt hatte, sondern blieb zusammen mit dem Arzt und Mika in der Erste-Hilfe-Station. Es war schrecklich, zu sehen, wie sie ankamen, einige mit schwersten Verletzungen und noch schlimmeren Nachrichten: Tote über Tote.

Jetzt bin ich besser vorbereitet. Ich weiß, wie man eine Bombe baut, und lerne bald, mit einem Gewehr zu schießen, so dass sie mich bei der nächsten Schlacht nicht in der Nachhut behalten werden.

Ich werde kein Wort sagen, sie würden nur über mich lachen, abergläubisch, aber Marxistin sein wollen!, aber ich spüre, dass dieses Haus nahe dem Bahnhof von Sigüenza, in das wir umgezogen sind, uns für die kommende Schlacht Glück bringen wird. Wir werden den Krieg gewinnen, ich weiß es.

Wir sind auch nicht allein hier an der Front. Da sind noch die Eisenbahner von der UGT, der vereinigten Arbeitergewerkschaft, sie sind Sozialisten; das Batallion Pasionaria, Kommunisten; die Kolonne der CNT-FAI, der Nationalen Arbeiterkonföderation, Anarchisten; und unsere Kolonne des POUM, die weniger zahlreich ist, aber die beste, wie ich gestern zu Sebastián gesagt habe, der einer von uns ist. Und da haben wir beide voller Stolz gelacht.

Leicht, so fühlt Mika sich. Fast schwebend, frei von Angst, wie sie gestern Abend in ihr Notizbuch geschrieben hat. Ihre Welt ist zusammengeschrumpft auf dieses zweistöckige Haus, das jetzt ihre Einheit des POUM beherbergt, den Bahnhof von Sigüenza, wo sie regelmäßig die Anführer der anderen Organisationen trifft, den Telegraphen, über den sie zu den obersten Kommandeuren in Madrid Verbindung aufnimmt, und diese undefinierbare Linie zwischen ihnen und dem Feind.

Außer dieser Front gibt es nichts, hat es nie etwas gegeben. Ohne ein Davor, ohne ein Danach, das Jetzt kann morgen zu Ende sein, in fünfzig Jahren oder in fünf Minuten. Das macht

es so übergroß, und so schrecklich. So anders als alles bisher Erlebte.

Sogar auf ihren Körper wirkt sich das aus, als wäre er aus einem anderen Stoff, bräuchte weder Essen noch Schlaf. Sie kann drei Tage und drei Nächte wach bleiben. Und klar im Kopf.

Wie soll sie diese unbändige Freude erklären, die sie jedes Mal erfüllt, wenn sie eine Mahlzeit, Stiefel für ihre Milizionäre und eine Thermoskanne heißen Kaffee beschaffen kann; wie die glühende Begeisterung, die bei den Lagebesprechungen mit den Compañeros im Bahnhof von Sigüenza auf sie überspringt.

Doch nach dem, was Emma zu ihr gesagt hat, möchte Mika nicht allzu lange im Bahnhof bleiben, um ihre Männer nicht zu beunruhigen.

Den Milizionären gefällt es nicht, wenn ihre Anführerin zu lange weg bleibt, sie sprechen es nicht aus, aber ich weiß, dass sie auf die Compañeros im Bahnhof eifersüchtig sind. Ich habe einen Wortwechsel aufgeschnappt, einer hat einen ziemlich unanständigen Verdacht geäußert, den der andere sogleich zurückgewiesen hat. So ein Misstrauen soll gar nicht erst aufkommen, zumal die Milizionäre endlich auf sie hören, ohne ständig zu protestieren. Erst habe ich aus Scheu vor Mikas Reaktion gezögert, aber ich habe mich durchgerungen und es ihr heute Abend gesagt, sie wird schon wissen, wie sie damit umgeht.

»Eifersüchtig?«, staunte Mika. »Wer denn, auf wen?«

»Ja, sie sind eifersüchtig. Auf die Compañeros im Bahnhof, sie meinen, du würdest ihnen mehr Beachtung schenken als ihnen. Sie tun gerade so, als wären sie dein Ehemann.« – Ich lachte, um meine Scham zu überspielen. »Die alle dein Ehemann … da hättest du aber viel zu tun!« – Da lachte auch sie. »Trotzdem solltest du das ernst nehmen, Mika, damit kein Unmut aufkommt, jetzt, da sie von dir überzeugt und sogar stolz sind, dich als Anführerin zu haben. Du weißt doch, wie die Männer sind, wenn sie einem nicht glauben …«

»Danke, Emma.«

Das habe ich nicht nur gesagt, um ihr zu schmeicheln, sie

schätzen Mika tatsächlich, auf ihre Weise lieben sie sie, warum sonst wären sie eifersüchtig. Ich glaube, sie befolgen inzwischen sogar gern Mikas Anweisungen, das gibt ihnen Halt. Zum Beispiel Hilario, er ist nicht wiederzuerkennen. Im neuen Haus legt er seine Matratze vor die Tür von Mikas Zimmer, damit ja niemand reinplatzt und sie weckt. Wenn ich daran zurückdenke, wie er sich in unserem Quartier am Bahnhof aufgeführt hat, muss ich schmunzeln.

Früher hat Hilario uns Mädchen (mich ganz besonders, weil er mit meinem Bruder befreundet ist und mich von Kind an kennt) nur herumgescheucht: jemand muss die Stiefel putzen, jemand den Boden wischen. Eines Abends beschimpfte er mich, weil ich mich weigerte: Auch ich hatte Wache gehalten, ich war genauso müde wie er.

Keiner der Herren Compañeros hat je gern den Boden gefegt oder sein Bett gemacht. Wenn Mika gefragt hat, wer Putzdienst hatte, wurde nur herumgedruckst. Ich will Hilario nicht schlecht machen, letztlich hat er nur ausgesprochen, was fast alle dachten:

»In anderen Kompanien machen die Frauen alles, abwaschen, kochen, sie stopfen sogar die Socken.«

Mika ging auf ihn zu und sah ihn mit forschendem Blick an. Sie lachte nicht, auch wenn es sich so anhörte:

»Du denkst also, ich soll dir die Socken waschen?«

»Du nicht, natürlich«, sagte er peinlich berührt.

»Und die anderen genauso wenig. Diese jungen Frauen hier sind Milizionärinnen, keine Hausmädchen. Wir kämpfen alle zusammen für die Revolution, Männer wie Frauen, die eine genauso wie der andere, dass mir das niemand vergisst.«

Es fällt ihnen schwer, weil sie es nicht gewöhnt sind, aber sie sehen es ein, und es meldet sich immer ein Freiwilliger oder eine Freiwillige, um die Arbeiten zu erledigen.

Heute Morgen, als zwei Frauen einer anderen Kolonne ankamen und sich uns anschließen wollten, war den Unseren der Stolz richtig anzusehen. Bei den Kommunisten kümmern sich die Frauen um Haushalt und Krankenversorgung.

»Ich bin nicht an die Front gegangen, um mit einem Putzlappen in der Hand für die Revolution zu sterben«, zog Manolita die Lacher auf sich.

»Ein Hoch auf deine Mutter!«, feierten sie sogar die Neuen, die trockener sind als Dörrobst.

Als sie vor einer Woche zu uns stießen, waren sie todernst, aber langsam tauen sie auf. Gestern hat mich sogar einer angelächelt, als ich ihm das Gewehr gefettet habe. Im Haus des POUM geht es uns auch gut: warmes Essen, in einem Brunnen im Garten Dynamit, abends Flamenco und nette Leute, die dasselbe wollen wie man selbst. Wie Sebastián, der sich als volljährig ausgibt, aber in meinem Alter ist, ein Schatz. Mika, Anselmo, sogar Hilario habe ich irgendwie gern. Und gestern sind von einer anderen Front zwei junge Burschen zu uns gestoßen, zwei Brüder. Der ältere von ihnen hat mir schöne Augen gemacht, oder habe ich mir das nur eingebildet? So ein Frechling, mitten im Krieg.

Und dann ist da noch, auch wenn er nicht zu uns gehört, Juan Laborda, der Eisenbahner, der mir beibringt, wie man mit Sprengsätzen umgeht, er ist ein Bild von einem Mann, und mutig. Er behandelt mich auch wie eine Kämpferin.

Wir werden gewinnen, wir müssen gewinnen. Wenn nur endlich die Verstärkung kommt.

Mika ist abermals zum Bahnhof gegangen, um die neuesten Nachrichten zu erfahren, alle Hoffnung hängt an diesem Panzerzug, der ihnen Munition bringen soll, nur wann wird er eintreffen. Und die Verstärkung der Truppen, die man ihnen angekündigt hat? Wenn sie nicht kommen, wird sie Entscheidungen treffen müssen, die richtigen, das erwarten die Milizionäre von ihr.

Die Männer waren aufgebracht, als der Kommandant sie zusammenrief und ihnen sagte, dass sie die Stadt weiter verteidigen müssen, kämpfen um jeden Flecken Grund, und wenn sie zurückgedrängt werden, sollen sie sich in die Kathedrale einsperren, »eine uneinnehmbare Festung«.

Schick doch deinen Vater in die Kathedrale, Arschloch,

brüllte Anselmo, Verräter, ein anderer, eine wilde Beschimpfungslawine brach los. Leute und Waffen soll er beibringen. Wird er, versicherte der Kommandant und fuhr ab nach Madrid.

Aber als Mika sie fragte, was sie tun wollten, gaben sie als Antwort die Frage an sie zurück: Was wirst du tun? Das sollten sie alle gemeinsam besprechen, bat sie, auch ihr missfiel der Vorschlag, sich in der Kathedrale zu verbarrikadieren, sie war der Ansicht, dass sie bleiben und auf die Verstärkung warten sollten.

»Wer gehen will, der soll den Schritt tun«, schlug sie vor.

Nur drei taten es.

War es damals, Mika, als du die Verantwortung dafür übernommen hast, in Sigüenza zu bleiben und auf diesen Panzerzug zu warten?

Mika watet blindlings durch den Sumpf des Krieges, gewinnt immer mehr festen Boden unter den Füßen.

Gestern war sie sehr deutlich zu ihren lieben Freunden Alfred und Marguerite Rosmer, die sie aus Frankreich besuchen gekommen waren. Sie wollte gar nicht näher über das nachdenken, was sie berichteten: über das Nichteingreifen von Frankreich und England, dass Russland vielleicht bereit war zu helfen, wofür Stalin allerdings vom spanischen Volk Tribut fordern würde.

Die seligen Stunden der politischen Diskussionen, der Debatten mit Gleichgesinnten waren so weit weg wie dieses reine Bild von der Revolution aus ihren jungen Jahren, das so anders war als dieser Krieg.

Ob Mika nach Frankreich zurückkehren wird, fragten sie sie.

Nein, sie wird nicht zurückkehren. Sie gehört diesem Krieg an, es ist ihr Krieg, die einzige Bestimmung, die ihr Leben jetzt hat.

Die Rosmers verstanden sie, aber allein der Gedanke, dass sie einander nicht wiedersehen könnten, tat ihnen – und auch Mika – sehr weh. Sie nahmen sich in den Arm. Wohl zum letzten Mal. Wie lange würde Mika noch zu leben haben? Einige Tage, mit Glück einige Monate.

2. Kapitel

Paris, 1992

Als man ihr die Nachricht von Mika Etchebéhères Tod überbrachte, sah sich Conchita Arduendo vor einer schwierigen Aufgabe, denn es war nicht an ihr, irgendetwas zu entscheiden, schon gar nicht, was mit dem Leichnam zu geschehen hatte. Paulette, die China, Guillermo, Felisia, Guy und ihre ganzen atheistischen Freunde würden sie einfach verbrennen, so hatte sie es selbst verfügt. Aber Madame hatte Conchita erlaubt, sie zu segnen. Auf ihre Weise hatte sie sie sogar darum gebeten, redete sie sich selbst gut zu.

Wenn Conchita es hinbekam, den lateinischen Segensspruch ordentlich aufzusagen, konnte sie vielleicht verhindern, dass Madame Mika in die Hölle kam, denn sie war doch ein so guter Mensch gewesen, ein wenig herrisch, aber gut, sonst wäre sie nicht wie ihre eigenen Eltern und Onkel einfach so in diesen Krieg gezogen – einfach so natürlich nicht, ihre Gründe hatte sie ihr erklärt. Obwohl sie noch nicht einmal Spanierin war! Das war das erste, was Monsieur André Breton – bei dem Conchita seit Jahren arbeitete – ihr erzählt hatte, als er sie gefragt hatte, ob sie seiner Freundin nicht im Haushalt helfen wollte: dass Mika Etchebéhère auf der Seite der Republikaner in ihrem Land gekämpft hatte, dass sie Capitana gewesen war.

Conchita war so beeindruckt von ihr gewesen, dass sie sich eines Nachmittags ein Herz gefasst und sie um Hilfe gebeten hatte. Wenn Madame Mika gegen die bis an die Zähne bewaffneten Franquisten gekämpft hatte, würde sie auch mit einem abscheulichen Ehemann fertig werden. Mika verpasste ihm zwar keine Abreibung, wie Conchita es sich gewünscht hätte, Gott möge ihr verzeihen, doch sie brachte sie vor seinen Übergriffen in Sicherheit. Sie überzeugte sie davon, ihren Mann zu verlassen, besorgte ihr

eine Arbeit und die Concièrge-Wohnung in der Rue Saint-Sulpice, wo Conchita und ihre Kinder einzogen. Und sie lud sie mehrmals alle zusammen in ihr kleines Haus in Périgny ein, und nicht etwa zum Arbeiten, sondern um Urlaub zu machen.

Doch, Madame Mika war zu ihr sehr großzügig gewesen, und Conchita wollte sie im Jenseits auf keinen Fall ihrem Schicksal überlassen. Das hatte Mika ihr beigebracht: Man darf die Dinge nicht dem Schicksal überlassen, sondern muss sie selbst in die Hand nehmen. Allerdings hatte sie das mit Blick auf Conchitas Sorgen gesagt, denn was sie selbst im Jenseits erwartete, kümmerte Madame wenig: sie würde verschwinden, sich in Luft auflösen, nichts sein.

Wie konnte sie wollen, dass man sie einäscherte? Entsetzlich. Und auch noch ohne Segnung! Sie hatten mehr als einmal darüber gesprochen, in der Zeit, in der Conchita ihr den Haushalt machte, später dann im Altersheim in Montparnasse und im Krankenhaus.

»Ich hasse Priester, Conchita, wenn du mich segnen würdest …«

Obwohl sie wusste, dass es fast unmöglich sein würde, wollte sie Mika bei ihrem letzten Besuch im Krankenhaus dazu überreden, zu beichten und sich die Sterbesakramente geben zu lassen, damit sie in den Himmel käme, das hatte auch ihre Mutter getan, als Conchitas Vater – ebenfalls ein Roter – im Sterben gelegen hatte.

Conchitas Vater war ohne Bewusstsein – vielleicht auch schon tot –, als der Pfarrer kam, aber dank dieser lateinischen Worte und der Gebete der Familie war er für die Ewigkeit gerettet. Und wenn das bei ihrem Vater geklappt hatte, warum dann nicht bei Mika?

Ihre Freunde würden niemals einen Priester auf der Beerdigung dulden. Die große Frage war nur, ob Conchita sich trauen würde, mit lauter Stimme die Worte vorzutragen, die sie sich aufgeschrieben hatte, denn sie glaubte nicht, dass man für so etwas Wichtiges einfach irgendetwas dahinsagen konnte. Bis der Pfarrer von Saint-Sulpice mit den Worten rausgerückt war, hatte sie

ihn unzählige Male aufsuchen müssen, heilige Maria, was hatte sie betteln müssen, damit er ihr dieses lateinische Sprüchlein verraten hatte, das wahrscheinlich noch nicht mal Gott verstand; wenn der Hotelbesitzer aus der Rue Bonaparte mit dieser Bitte gekommen wäre, hätte er ihm gewiss sofort weitergeholfen, dabei hatte Jesus doch gesagt, es ist schwieriger, dass ein Reicher in den Himmel kommt als ein Kamel durch ein Nadelöhr.

Sie kannte etliche der Menschen, die zu Mikas Beisetzung auf den Friedhof Père Lachaise gekommen waren, aber niemanden näher. Vielleicht könnte sie ihren Neffen bitten, aber der trug gerade ein Gedicht von Alfonsina Storni, einer engen Freundin von Mika, vor, und Conchita traute sich nicht, ihn zu unterbrechen.

Wegen ihres ganzen Hin und Hers hatte sie bereits sämtliche Gelegenheiten verpasst, als Mikas Sarg in dieses schauderhafte Gebäude getragen wurde, wo sie verbrannt werden sollte. Da hieß es auf einmal, jemand müsse mit hineinkommen, und Conchita sprang vor: ich komme mit, und niemand hatte Einwände. Ausgerechnet sie, der schon die Vorstellung, allein mit einem Toten zu sein, den Schlaf raubte, begleitete Mikas Leib zu den Flammen.

»*Un moment*«, bat sie den Mann und hob die Hand, während sie mit der anderen in der Tasche nach dem Zettel suchte.

Vielleicht blieb er dort auf dem Boden liegen, vielleicht wurde er ebenfalls Opfer der Flammen. Conchita benötigte ihn nicht, von einer unbekannten Kraft gelenkt, hob sie die rechte Hand und zeichnete das Kreuz in die Luft, und ihre Stimme klang dabei deutlich und klar:

»Ich segne dich, Mika, ruhe in Frieden.«

Stunden später verließen Guy Prévan und seine Frau Ded Dinouart im Schutz der Abenddämmerung das Haus. Am Hôtel de Ville stiegen sie in die Metro. Guy trug die Tasche mit der Urne, keiner der Fahrgäste schöpfte Verdacht.

Als sie am Quai aux Fleurs ankamen, war es schon dunkle Nacht. Ded hielt sich am Arm ihres Mannes fest, und zusammen